

Ellen Brombacher

Deutsch-jüdisches Familienbild

Meine Kindheitsmuster und Prägungen

neues leben

Über die Autorin

Ellen Brombacher, geboren 1947 in Westerholt im Ruhrgebiet, übersiedelte mit ihrer Mutter 1959 in die DDR, machte in Berlin-Köpenick das Abitur und gleichzeitig eine Berufsausbildung als Funkmechanikerin im VEB Funkwerk Köpenick. 1965/66 besuchte sie die Kom-somolhochschule in Moskau. Danach studierte sie an der Humboldt-Universität zu Berlin im Abendstudium russische Sprache und Literatur, Abschluss als Diplomrussistin 1970.

Von 1966 bis 1984 hauptamtliche Tätigkeit in der Jugendorganisation FDJ, darunter 1. Sekretär(in) der FDJ-Bezirksleitung Berlin. Von 1984 bis 1990 war sie Sekretär(in) der SED-Bezirksleitung, zuständig für den Kulturbereich. Nach der »Wende« verschiedene Tätigkeiten, unter anderem Küchenhilfskraft in einem Kindergarten, Arzthelferin, Kulturmanagerin, Sozialbetreuerin. Ellen Brombacher ist aktives Mitglied im Berliner Flüchtlingsrat, im Organisationskomitee der jährlichen Lieknecht-Luxemburg-Demonstration, der Partei DIE LINKE und dort Sprecherin der Kommunistischen Plattform.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz
noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Neues Leben – eine Marke der
Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-355-01913-2

1. Auflage 2022

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Covergestaltung: edition ost

www.eulenspiegel.com

Inhalt

»Ich war nicht bereit, mich anzupassen«	7
Meine Mutter Brunhilde Meyerstein	31
Briefe der Großeltern Ivan und Julie Meyerstein	55
Die einen zerbrachen, die anderen wurden stärker	59
Mein Vater Ernst Harter und die Solidarität	83
Vater war Häftling Nr. 41995 im KZ Sachsenhausen	90
Ernst Harters Bericht aus dem KZ Mauthausen	96
Harters Rückkehr nach Westerholt	105
Lehrer Schulz und mein 17. Juni 1953	107
Hausdurchsuchung	129
Katja Jonas und der Antifaschist Ernst Harter in der DDR	132
Besuch in Auschwitz 2007	138

Bremke bei Göttingen: die Wurzeln der Meyersteins	141
Kurt Gutmann, Freund der Familie und 2009 Nebenkläger im Prozess gegen Demjanjuk	151
Franz Harter, mein Onkel, den ich nicht kennenlernte, weil ihn die Nazis ermordeten	157
Die Haftbriefe von Franz Harter an die Familie und Freunde	162
Abschied	183
Reinhard Junge: Nachwort	185
Ellen Brombacher, Heinz Marohn, Gerald Schwember: Eine Studie über Rechtsextremismus oder Die Fortsetzung der Totalitarismuskonzeption mit anderen Mitteln (1998)	190
Ellen Brombacher: Das Schweigen aber ... Es ist keine Alternative	209
Detlef Josef: Vom »Judesein« und »missachtetem Jüdischen«	217
Vita	235

»Ich war nicht bereit, mich anzupassen«

Würden Sie auch für sich reklamieren, dass mit wachsendem Alter das Interesse an den nicht mehr lebenden Vorfahren zunimmt? Oder spielte die Erinnerung an jene Menschen, über die Sie nachfolgend berichten, schon immer eine Rolle?

Das eine schließt das andere ja nicht aus. Die Erinnerung an meine Eltern spielte schon immer eine große Rolle; nicht nur für mich, sondern auch für meinen Mann und unseren Sohn. Und oft denke ich auch an die Weggefährten meiner Eltern: An Katja und Horst Jonas, an Lore und Heinz Junge, Herta und Paul Stuberg, an Marianne und Robert Konze, an Kurt Gutmann und die anderen, über die ich schreibe. Zugleich – vor allem im Kontext des familiären Hintergrunds meiner Eltern – hat mit wachsendem Alter das Interesse an meinen Großeltern und den Geschwistern meiner Eltern zugenommen. Wenn man selbst in die abschließende Phase seines Lebens eingetreten ist, bilanziert man ja zunehmend das Vergangene, und das ist untrennbar mit den familiären Prägungen verbunden.

Halten Sie solches Erinnern für einen ausschließlich individuellen Vorgang, oder messen Sie dem auch eine gesellschaftliche Relevanz zu? Wenn ja: warum?

Natürlich messe ich dem Erinnern auch eine gesellschaftliche Relevanz zu. Erinnerung an Menschen ist immer auch Erinnerung an geschichtliche Vorgänge. Das Schicksal meiner Eltern ist un-

trennbar mit dem grausamen Wüten des deutschen Faschismus verbunden. Antifaschismus ist für mich eine unveräußerliche Überzeugung und Pflicht.

Anders verlief das Leben eines der Brüder meines Vaters. Heinz Harter war Unteroffizier der Wehrmacht und am sogenannten Russlandfeldzug beteiligt; zugleich war er mit seinem Bruder Franz, der von 1933 bis zu seiner Ermordung 1940 im Konzentrationslager Sachsenhausen in den Fängen der Nazis war, immer solidarisch. Meine Eltern haben mir beigebracht, Menschen nicht oberflächlich und schematisch zu beurteilen – das Verhältnis meines Vaters zu seinem Bruder Heinz demonstrierte mir diese von Humanismus und auch Toleranz getragene Sichtweise. Wenn meine Eltern jemanden allerdings für einen Nazi hielten, dann war der moralisch abgeschrieben. Diese Mischung von Toleranz und, nennen wir es: Unerbittlichkeit ist gerade heute für mein eigenes Denken und Fühlen von gesellschaftlicher Relevanz, weit über individuelle Vorgänge hinaus.

Die Klassenlinie ging also mitten durch Ihre Familie und dennoch war man sich nicht feind, Blut ist eben doch dicker als Wasser, wie der Volksmund sagt. Aber zurück zur gesellschaftlichen Erberezeption: Verstehen Sie Menschen, die sagen: Ich lebe heute – was interessiert mich der Schnee von gestern?

Wieso Klassenlinie? Mein Vater Ernst und sein Bruder Heinz waren Arbeiter. Der eine war Kommunist und hat gegen die Faschisten gekämpft und der andere war ein Mitläufer, ohne der Nazi-Ideologie verfallen zu sein. Unter der Klassenlinie verstehe ich etwas anderes. Da geht es um Bourgeoisie und Proletariat. Allerdings: Wäre mein Onkel Heinz SS-Mann gewesen – mein Vater hätte kein Wort mehr mit ihm gewechselt. Zu Ihrer Frage nach dem Schnee von gestern: Ich verstehe, dass es leicht ist, Menschen

zu manipulieren, die es nicht gelernt haben, in Zusammenhängen zu denken und nach Interessen zu fragen und die demzufolge Geschichte für Schnee von gestern halten. Ich mag nicht elitär feststellen, dass ich solche Menschen nicht verstehe.

Sondern? Ist Unwissenheit oder die Unfähigkeit, in Zusammenhängen zu denken, wirklich Folge von Manipulation? Ich folge Ihnen insofern, als ich ebenfalls wahrnehme, dass mit Hilfe der bürgerlichen Medien täglich eine neoliberale Gehirnwäsche stattfindet. Das kann man Indoktrination nennen, Verdummung. Aber ist Nichtdenkenwollen Resultat von Manipulation?

Wenn ich ins Internet schaue, bin ich manchmal verwundert, dass Menschen das Denken nicht völlig verlernt haben. Und wenn die Bewältigung des Alltags für viele immer problembehafteter wird, dann muss das auch nicht zu mehr Nachdenklichkeit führen.

Mich interessiert, wie man an Menschen herankommt, die – aus Not oder durch Denkblockaden oder beidem – nicht über den Tag hinaus denken. Mit anderen Worten: Der ungenügende Einfluss der Linken bewegt mich weitaus mehr als individuelles Verhalten.

Das verstehe ich. Mich interessiert jedoch etwas anderes: Sie haben jüdische Wurzeln. Ist Ihnen das wichtig? Wichtiger heute als etwa in der DDR? Hatte dort eine jüdische Herkunft überhaupt eine Relevanz?

Ja, meine jüdischen Wurzeln sind mir zunehmend wichtiger. Es gehört zu meiner Identität, ebenso wie meine kommunistische Überzeugung.

Mir ist klar, dass jetzt die eine oder der andere denkt: Wieso bedeutet ihr das Jüdische so viel? Ich kann das nicht mit ein paar Stichpunkten abtun und empfehle stattdessen, den großartigen Lion Feuchtwanger zu lesen.

Hier denke ich besonders an die Romantrilogie Josephus (»Der jüdische Krieg«, »Die Söhne«, »Der Tag wird kommen«), aber auch an die Romane »Die Jüdin von Toledo« oder »Jefta und seine Tochter« und besonders an »Jud Süß«. Diese »Auswahl« fällt mir ein wenig schwer, weil sein gesamtes Werk phänomenal ist und jeder seiner Romane, jedes seiner Dramen und weiteren Bücher auf diese oder jene Weise die jüdische Geschichte tangiert – die frühe und die jüngere, so zum Beispiel in der »Wartesaaltrilogie«, die sich mit dem Aufkommen des deutschen Faschismus und seiner Herrschaft befasst.

Zurück zu Ihrer Frage: In der DDR habe ich über diese Dinge nicht so viel nachgedacht, auch weil ich damals jünger war. Aber das allein ist es nicht. Meine Mutter Hilde Harter hat mir nach der »Wende« einmal gesagt, die Jahre in der DDR seien auch deshalb ihre besten gewesen, weil es im guten Sinne keine Rolle spielte, dass sie Jüdin ist.

Ruth Werner (1907-2000), die ich bis zu ihrem Ableben regelmäßig besuchte, hat im Gespräch mit mir Ähnliches geäußert. Ich behaupte – wider die heutzutage übliche Lesart –, das Jüdische hatte in der DDR weitaus mehr Relevanz als in der alten BRD. Man vergleiche allein Literatur und Kunst. Es ist eine der üblichen Verleumdungen, der DDR Antisemitismus zu unterstellen. Der Verlag dokumentiert am Ende dieses Buches Überlegungen von Prof. Detlef Josef zu genau diesem Thema. Detlef Josef und seine Frau Ursula waren mir gute Freunde, und das meiste, was Detlef Josef schrieb, sehe ich wie er. Dass ich nicht alle von ihm vertreten oder zitierten Positionen teile, tut dem keinen Abbruch.

Glauben Sie wirklich, dass es keine Anflüge von Antisemitismus in der DDR gab? Da wurde doch auch »bis zur Vergasung« gearbeitet, und da fiel mancher »durch den Rost« oder hatte eine

Nase »wie ein Itzik«? Die Alltagssprache war verräterisch, offenbarte nicht nur Gedankenlosigkeit.

Sicherlich – Bodensatz hält sich, und den haben wir zweifelsfrei unterschätzt. Aber ein Globke wäre in der DDR undenkbar gewesen – wohl aber ein Hermann Axen mit der Auschwitznummer auf dem Unterarm, oder ein Albert Norden, Sohn eines Rabbiners. Sie gehörten dem Politbüro an. Das macht den wesentlichen Unterschied. Es gab keine personelle und auch keine strukturelle Kontinuität nach 1945. Die Bundesrepublik war so kapitalistisch wie der Vorgängerstaat, während im Osten ein gesellschaftlicher Bruch erfolgte.

Sie kamen als Ellen Harter 1959 mit Ihrer Mutter in die DDR. Was waren die Gründe für den Wechsel von West nach Ost, also gegen den damaligen Trend? Damals gingen die meisten Menschen von Ost nach West.

Mein Vater war nach dem KPD-Verbot 1956 in die DDR gegangen. Wir lebten gut drei Jahre getrennt, und meine Eltern entschieden sich, wieder zusammenleben zu wollen. Also verließen auch wir die Bundesrepublik und übersiedelten in die DDR.

Sie wurden, damals Kind, nicht gefragt, ob sie mit umziehen wollen. Angenommen, Sie wären damals zehn Jahre älter gewesen: Wären Sie mitgegangen?

Ohne Wenn und Aber: ja! Schon als Kind hatte ich – dank meiner Eltern – die Überzeugung, dass der Sozialismus die bessere Gesellschaftsordnung ist und der Kapitalismus verabscheuungswürdig. Trotz der historischen Niederlage von 1990 bin ich bei dieser Überzeugung geblieben. Heute mehr denn je. Die Gründe liegen auf der Hand. Da ich von der – in der DDR nicht denkbaren – zynischen Unterscheidung von Menschen in »Winner« und »Loser«

Briefe der Großeltern Ivan und Julie Meyerstein

Göttingen, 4. Jan. 1941

Meine geliebten, guten Kinder,

obwohl wir Euch erst vorgestern geschrieben haben, haben wir Veranlassung, Euch heute wieder Post zukommen zu lassen, erhielten wir doch gestern Abend Euren Brief vom 26. und die Karte vom 30. des vorigen Monats? Wie ihr Euch wohl denken könnt, haben wir uns natürlich erschreckt zu hören, dass die liebe Anni sich im Krankenhaus befindet. Aber Du (*gemeint ist Anni – E.B.*) hast selbstverständlich Recht, zum Arzt zu gehen, wenn Dein Husten zugenommen hatte. Du bist leider bei Witterungsänderungen doppelt empfindlich, und deshalb muss bei stärkerem Auftreten des Hustens demselben rechtzeitig entgegengewirkt werden.

Wie Du schreibst, ist die Sache glücklicherweise schon wieder etwas zurückgegangen und wir hoffen Dich bei Empfang dieser Zeilen wieder ziemlich auf der Höhe (zu wissen) und nicht mehr im Krankenhaus. Es beruhigt uns zu hören, dass der Dich behandelnde Arzt so tüchtig und so nett zu Dir ist.

Heute war ich wegen der Röntgenaufnahmen beim Gesundheitsamt in der Bürgerstraße, wo mir aber leider die Platten nicht ausgehändigt wurden. Man sagte mir, der Arzt dort möchte sich selbst an das Gesundheitsamt wenden. Man würde ihm dann das Nötige mitteilen. Soweit ich mich erinnere, bist Du zuerst in der Kinderklinik geröntgt worden. Später noch ein oder zweimal in Neu-Maria-Hilf, und ich meine, Du wärst auch in der medizinischen

Klinik geröntgt worden (Herbst 1935), als Du damals dort in Behandlung warst. Ich will übermorgen zu diesen drei Stellen gehen und sehen, ob ich dort etwas erreiche. Selbstverständlich geben wir Euch dann sofort Bescheid – Wir sind so froh, dass du, liebe Hilde, noch dort bist und unser Sorgenkind jetzt nicht alleine dasteht.

Du musst aber jetzt auf Dich achten, meine liebe Anni, Dich bei der jetzigen Kälte immer gut warm anziehen, Dich vor Zugluft schützen und möglichst wenig (nicht lesbar – E.B.). Werden denn nun Straussens alleine fertig? Oder haben sie eine Aushilfe, solange Du noch nicht wieder arbeiten kannst? Obgleich Du, liebe Anni, kürzlich schriebst, Hilde wohne noch mit Dir zusammen, schliesse ich aus der Post der letzten Wochen, dass dieses wohl doch nicht an dem sei. Seid Ihr nun hoffentlich oft zusammen oder wohnt Ihr weit auseinander? Schreibt mir doch bitte bald über alles ausführlich.

Wenn Ihr auch schreibt (in Eurem gestrigen Brief), wir brauchen uns keine Sorgen zu machen, so könnt ihr Euch doch wohl denken, wie uns zumute ist. Indem ich Dir, liebe Anni, von ganzem Herzen baldigste Genesung wünsche, küsse und umarme ich Euch, meine guten Kinder unzählige Male und bitte Euch nochmals, gleich wieder zu schreiben.

Eure Euch stets liebende Mutter

Obwohl die liebe Mutter schon alles geschrieben hat, will ich doch noch einige Zeilen beifügen. Da Du, liebe Anni, nun doch einmal im Krankenhaus bist, kommt es auf einige Tage länger auch nicht an. Lass Dich also tüchtig auskurieren. Was verordnet Dir der Arzt? Gehst Du zurück zu Strauss? Heute Nachmittag hatten wir Besuch. Bertha Nagel, geborene Neuhaus, war bei uns mit ihrer Schwester Rosalie. Nun meine liebe Anni – von ganzem Herzen gute Besserung.

Innigst begrüßt und geküsst von Eurem Euch von Herzen liebenden Papa

Meine innigst geliebten Kinder!

es fällt mir schwer, Euch diesen Brief zu schreiben, aber es muss sein. Also, wenn nichts dazwischenkommt, was auch nicht ausgeschlossen ist, werden wir im Laufe dieser oder der nächsten Woche verreisen.¹ Es ist jetzt bei dem milden Wetter ja auch besser (zu) reisen als im Winter.

Liebe Hilde und Anni, lasst Euch von dieser Nachricht nicht zu sehr beeindrucken und gebt Euch nicht zu sehr dem Schmerze hin. Wir selbst sind gesund und voller Zuversicht.

Opa und Oma gehen ins hiesige Altersheim. Schreibt bitte weiter jede Woche den lieben Großeltern; Opa wird Euch immer antworten. Ihre Adresse ist:

Jüdisches Altersheim, Weender Landstr. 26.

Außerdem geben wir Euch anbei die Adresse von Tante Sara, der Ihr auch öfter schreiben könnt und die Euch auch antworten wird. Die Adresse ist:

Bärmann Rosenstein, Warburg in Westfalen (Altstadt).

Sobald als irgend möglich erhaltet Ihr wieder Nachricht von uns selbst. Schreibt aber Euren Absender an alle immer sehr deutlich.

Onkel Moritz und Leo und Familie sowie alle Bekannten bleiben mit uns zusammen.

Nun liebe, gute Kinder, bleibt Ihr für uns gesund und stark, wie wir es auch für Euch tun wollen.

Lebt wohl und denkt oft an uns, wie wir es jede Stunde an Euch tun werden. Seid innigst umarmt, begrüßt und geküsst von Eurem Euch innig liebenden, treuen

Papa

N.S. die Lyssy Adler aus Cassel, Eure Cousine, hat ihrem Verlobten, Herrn Elias in Cassel, geschrieben. Wir hörten es von Tante Sara.

Wenn möglich, schreiben wir Euch Ende der Woche nochmal.

Meine heißgeliebten Kinder!

Es gibt heute für mich nicht mehr viel zu berichten; der liebe Papa hat Euch ja schon alles mitgeteilt, und was soll ich dem noch hinzufügen?

Vertraut auf Gott, wie wir es tun; vielleicht wendet sich noch alles zum Guten.

Ich habe noch alle Hände voll zu tun mit den Vorbereitungen zur Reise, weiß kaum, wo mir der Kopf steht. Es ist bereits gleich 12 Uhr und morgen früh müssen wir wieder zeitig auf, darum will schließen.

Lebt wohl, meine teuren, guten Kinder; bleibt gesund und denkt immer an uns, wie wir zu jeder Stunde Eurer gedenken; lasst Euch unzählige Male innigst umarmen und küssen von Eurer sehr betrübten Mutter.

Sobald es uns irgend möglich ist, hört Ihr von uns.

Anmerkungen

- 1 Was hier als »Reise« bezeichnet wird, war die Deportation jüdischer Menschen aus Göttingen und Umgebung in das Warschauer Ghetto. Natürlich kannten sie das Ziel der Deportation nicht.

Die einen zerbrachen, die anderen wurden stärker

In den Unterlagen meiner Mutter fand ich die zweite Seite des Durchschlags einer Erklärung, die von einem Max Lilienthal, Dr. Janssen und Herrn Hassenpflug gezeichnet war. Darin heißt es:

»Iwan Meyerstein, Moritz Meyerstein und Leopold Meyerstein sind im März 1942 mit dem ersten Transport von Göttingen nach Warschau in das Ghetto transportiert worden. Zu diesem Transport gehörten auch meine eigenen Angehörigen, Schwester, Schwager und Neffe. Von diesem ganzen Transport hat sich meines Wissens nie wieder jemand gemeldet. Alle Nachforschungen sind vergeblich gewesen. Es ist hier mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass alle Angehörigen dieses Transportes und des Ghettos in Warschau bei den schweren Kämpfen um das Ghetto umgekommen oder später umgebracht worden sind.«

Als mir bewusst wurde, was es für meine Mutter bedeutet haben muss, 1947 unter die Deutschen zurückzukehren, und als ich begann zu begreifen, dass es alles andere als selbstverständlich war, ohne Hass auf Deutsche erzogen worden zu sein, fragte ich sie, wie sie es denn fertig gebracht habe, in diesem Land weiter zu leben.

Gut erinnere ich mich ihrer Antwort »Wenn die anglo-amerikanischen Bomberverbände über Belgien hinweg nach Deutschland flogen, war mir doch klar, dass sie dort ihre tödliche Last abwerfen würden und unter den Opfern auch Kinder und alte Menschen sein würden, die nur als unschuldig bezeichnet werden konnten. Es war mir egal. Ich wusste nicht, was aus meinen Eltern,

den Großeltern und den anderen aus der Familie geworden ist. Ich wusste nur: Man hat sie abgeholt, und ich wollte nichts weiter, als dass das alles ein Ende habe. Wenn mich damals jemand gefragt hätte, ob ich je im Leben noch einmal Empathie für einen Deutschen empfinden würde, hätte ich sicher mit Nein geantwortet.

Als wir nach dem Kriegsende im Ruhrgebiet lebten« – mein Vater Ernst Harter arbeitete hauptamtlich für die KPD und brachte zunächst kaum Geld nach Hause – »hatten wir nur deshalb genug zu essen, weil meine Schwestern (*Irma und Anni – E. B.*) aus den USA Care-Pakete¹ schickten. Mit den Zigaretten und anderen US-Waren tauschte ich bei Bauern Lebensmittel ein. Eines Tages fuhr ich mit der Straßenbahn von Westerholt nach Herten und nahm Stullen aus meiner Brotbüchse. Mir gegenüber saßen zwei Jungen, die mit hungrigen Augen auf mein Essen schauten. Ich gab ihnen von meinem Brot und wusste in dem Moment, dass ich mit diesen Deutschen werde leben können.«

Jahrzehnte später – wir wohnten seit 1959 in Berlin und die DDR war bereits untergegangen – tobte wieder einmal die Debatte darüber, ob die Deutschen ein besonders unangenehmes Volk seien. Ich glaube, der Auslöser dieser Diskussion war Goldhagens Buch »Hitlers willige Vollstrecker«.

Meine Mutter war schon auf dem grausam-traurigen Weg in die Demenz. »Glaubst du auch«, fragte ich meine Mutter, »dass die Deutschen ein besonders schlimmes Volk sind?«

»Nein«, antwortete sie, »außer, wenn sie in Rudeln kommen.«

Oft, wenn ich heute solche Rudel sehe – im Namen irgendwelcher demagogischen Forderungen –, denke ich an ihre damaligen Worte und daran, dass das, was Menschen wie meine Eltern durchmachen mussten, die heutigen Generationen verpflichtet, nichts zu tolerieren, was auch nur im Entferntesten an Nazi-Ideologie erinnert. Mein Vater schrie bis an sein Lebensende im Schlaf,

und immer im Gedächtnis bleiben wird mir, dass meine Mutter – schon schwer dement – sich manchmal bei Schritten auf der Treppe an mich klammerte. Sie führte den Finger an ihre Lippen und flüsterte: »Die Gestapo kommt. Pst.«

Als sie mit ihrer Schwester Anni in Antwerpen illegal in einer kleinen Bruchbude hauste und für einen Hungerlohn Zigaretten drehte, hing ein Strick am Fensterkreuz. »Für den Fall der Fälle«, erzählte sie mir. »Wäre die Gestapo gekommen, so hätten wir versucht, uns noch zum Hof abzuseilen.«

Meine Mutter war gemeinsam mit Herta Stuberg und Nelly in einer Dreiergruppe der deutsch-österreichischen Sektion im belgischen Widerstand aktiv. Alle drei waren Jüdinnen. Verantwortlich für ihre illegale Arbeit war Paul Stuberg, ein erfahrener deutscher Kommunist, der als Offizier der Internationalen Brigaden in Spanien gekämpft hatte. Vorher war er gemeinsam mit vielen Emigranten in Moskau im Hotel Lux. Ich war dabei, als er meinem Vater sagte: »Ich bekam den Auftrag, nach Spanien zu gehen und war erleichtert. Wenn ich dort sterben würde, so wäre es durch die Hand des Feindes.«

Mit den Stubergs verband meine Eltern eine tief geprüfte Freundschaft. Als meine Mutter nach Malines kam, hatten sie Herta Stuberg schon gefasst. Meine Mutter hatte Glück im Unglück. Als sie auf Grund der Denunziation des Judenfängers verhaftet wurde, wusste die Gestapo nicht, dass sie im Widerstand aktiv war; so blieb ihr die Folter erspart.

Anders erging es Herta. Die Gestapo kannte ihren Klarnamen nicht; die Schergen wussten nicht, wer sie war und schon gar nicht, dass sie nicht »nur« Widerstandskämpferin, sondern auch die Lebensgefährtin von Paul Stuberg. Sie quälten sie und stellten immer wieder die Frage, ob sie Ferdinand – das war Pauls Deckname – und seine Sekretärin – das war sie selbst – kenne?

Herta blieb unter der Folter standhaft. Sie erfuhren nie, wen sie da gefangen hatten. Nelly war mit Abstand die Jüngste in der Dreiergruppe, ihre Mutter war bereits 1942 deportiert worden, wohl nach Auschwitz. Manchmal fiel in Gesprächen zwischen Herta und meiner Mutter Nellys Name und dass sie in Frankreich lebe.

Eines Tages, meine Mutter war bereits verstorben, klingelte das Telefon. Eine Frauenstimme meldete sich mit »Nelly« und erkundigte sich, ob ich mit diesem Namen etwas anzufangen wisse und fragte nach meiner Mutter. Nelly war, nachdem ihr Mann verstorben war, aus Frankreich zu ihrer Tochter nach Deutschland zurückgekehrt und wusste noch nichts vom Tod meiner Mutter.

Als ich ihr darüber berichtete, äußerte sie den Wunsch, dass ich sie besuchte. Sehr bald fuhr ich zu ihr.

Als sie mir öffnete, schaute sie mich mit größtem Erstaunen an. »Du siehst aus wie deine Mutter. Nur dass die blond war.«

Sie wusste wohl nicht oder hatte es vielleicht vergessen, dass meine Mutter ihre schwarzen Haare aus Gründen der Konspiration gefärbt hatte. Auf dem einzigen Foto, welches sie mit blonden Haaren zeigt, sieht sie aus wie eine Ufa-Schauspielerin.

Bertha Strauss schrieb aus Brüssel am 2. März 1946 an »mein liebes Fräulein Hilde«. »Nach den Bildern, die ich bei Ihrer Schwester von Ihnen sah, sehen Sie ja fabelhaft aus, noch schöner als vorher, mit dem blonden Haar; Sie haben ganz Recht, blond zu bleiben, da es Ihnen so gut steht.«

Meine Mutter blieb nicht blond. Und schwarz stand ihr sicher nicht minder gut – später half sie nach. Sie ergraute früh.

Beim Besuch erfuhr ich von Nelly in einem langen Gespräch eine weitere von diesen Millionen grauenhaften Geschichten.

Nelly war bis vor Kurzem der Überzeugung, ihre Mutter sei in Auschwitz vergast worden. Von einem Wissenschaftler war ihr

mitgeteilt worden, es hätten sich Unterlagen angefundenes, aus denen hervorging, dass ihre Mutter für medizinische Experimente »ausgewählt« worden war. Darf man – in Kenntnis dieses Verbrechens – einem Menschen wünschen, besser den schnelleren Tod im Gas gefunden zu haben?

Ich hatte Nelly so verstanden.

Und teilte dieses Verständnis. Hätte meine Mutter noch gelebt, ich hätte nicht gewollt, dass sie diese Geschichte erfahren würde.

Vor allem aber hätte ich ihr gewünscht, dass sie nie wieder Angst vor Faschisten haben müsste. Auch wenn sich ihre Demenz schon bemerkbar machte, war sie über die zunehmende, auch öffentliche Präsenz von Nazis in Deutschland entsetzt und wollte das nicht einfach hinnehmen.

Am 16. April 1997 schrieb meine Mutter einen Brief an den Berliner Innensenator Jörg Schönbohm (CDU):

Sehr geehrter Herr Innensenator,

ich bin eine alte Jüdin. Hätte mir nach 1945 jemand gesagt, in Deutschland dürften noch einmal Nazis auf der Straße demonstrieren, ich hätte es wohl kaum geglaubt. Sechs Millionen ermordeter Juden, darunter fast meine ganze Familie, reichen wohl noch nicht aus, um für alle Zeiten Nazis jede Öffentlichkeit zu nehmen? Verbieten Sie den Faschos die Straße!

Hochachtungsvoll

Brunhilde Harter

Folgende Antwort erhielt sie am 6. Mai 1997:

Sehr geehrte Frau Harter,

im Namen von Herrn Innensenator Schönbohm bestätige ich dankend den Eingang Ihres Schreibens vom 16. April 1997.

Der Senat von Berlin nimmt die Bedrohung durch den Rechtsextremismus nach wie vor sehr ernst und wird deshalb auch in Zukunft alle rechtlich und politisch gebotenen Mittel zu seiner wirk-

samen Bekämpfung einsetzen. Gerade die Jugend muss nachdrücklich auf die Bedrohung durch jedwede Spielart des politischen Extremismus hingewiesen werden. Wir können und dürfen nicht zulassen, dass Kinder und Jugendliche politischen Abenteurern und selbsternannten »Führern« folgen und damit sich selbst und der Gesellschaft schweren Schaden zufügen.

Die Verbote rechtsextremistischer Organisationen durch die Innenministerien von Bund und Ländern und nachhaltige Strafverfolgungsmaßnahmen der Polizei und der Justiz, aber auch offensive Aufklärungsarbeit, haben u. a. in Berlin dafür gesorgt, dass sich die Zahl der Straftaten mit erwiesenem oder zu vermutendem rechtsextremistischen Hintergrund verringert hat und die Mitgliederzahlen rechtsextremistischer Organisationen und Gruppen gesunken sind. Eine Entwarnung kann es jedoch nicht geben. Unsere freiheitliche Demokratie kann allerdings nicht allein von staatlichen Stellen geschützt und bewahrt werden. Die Sicherung des inneren Friedens ist vielmehr eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe.

Die Bereitschaft aller Bürgerinnen und Bürger, sich mit unserer Verfassungsordnung zu identifizieren, an ihrer Bewahrung aktiv mitzuwirken und den Gegnern unseres Staatswesens entgegenzutreten, ist der beste und effektivste Schutz unserer freiheitlich demokratischen Grundordnung.

Das Grundrecht auf Versammlungsfreiheit besitzt in der Bundesrepublik Deutschland seit jeher einen hohen Stellenwert. Die Durchführung einer Versammlung ist nicht von der Genehmigung einer Behörde abhängig. Nach dem Versammlungsrecht besteht lediglich eine Verpflichtung zur Anmeldung einer Versammlung. Dementsprechend kann auch die Versammlungsbehörde nur prüfen, ob aus ihrer Sicht bei Durchführung der Versammlung eine unmittelbare Gefährdung für die öffentliche Sicherheit oder Ordnung besteht. Erst wenn das der Fall ist, kann die Versammlung verboten

werden oder es können Auflagen erteilt werden. Allein die Mutmaßung, dass es bei einer rechtsgerichteten Veranstaltung zur Verbreitung nationalsozialistischen Gedankengutes kommen kann, reicht hierfür nicht aus.

Mit freundlichen Grüßen

Im Auftrag

Sieg

Ich will diese Aneinanderreihung von verharmlosenden Phrasen nicht kommentieren. Der Nationalsozialistische Untergrund (NSU) hatte sich zu dieser Zeit bereits formiert, am 21. April 1997 wurde der spätere NSU-Mörder Uwe Böhnhardt wegen Volksverhetzung zu zwei Jahren und drei Monaten Jugendstrafe verurteilt, vor dem Antritt seiner Strafe tauchte er unter. Gegen die Verharmlosung faschistischer Bestrebungen haben meine Eltern Zeit ihres Lebens gekämpft.

Meine Eltern waren starke und trotz der schweren Jahre sehr lebensfrohe Menschen. Meine Mutter hatte diesen typisch jüdischen Humor, und beide waren von unbeschreiblicher menschlicher Wärme, ja Güte.

Mein Vater hatte mir einmal gesagt: »Die einen zerbrechen unter solchen Umständen, wie sie im KZ herrschten – bei manchen befördert das Grauen ihre miesesten Seiten – und bei anderen festigen sich ihre besten Eigenschaften.«

An diese Worte musste ich denken, als ich am 17. Juni 2020 völlig überraschend eine E-Mail aus Holland erhielt.

Anmerkungen

- 1 Care-Pakete (*Cooperative for American Remittances to Europe*) waren Nahrungsmittelprodukte, die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges im Rahmen von amerikanischen Hilfsprojekten nach Europa geschickt wurden.